

Dicksons Motorrad

Von Walter Miller

Nur um den Großstadtlärm nicht mehr zu hören, zogen wir nach Cloverville. Zwei volle Jahre lebten wir nun schon in dem kleinen Häuschen und freuten uns der Ruhe und Stille. Zwar sind wir nicht die einzigen Mieter, unter uns — im Parterre — wohnt Dickson, der Delikatessenhändler, mit seiner Familie.

Zwei Jahre lang lebten wir im Frieden. Dickson fuhr des morgens mit dem Omnibus zur Stadt, wo er sein Geschäft hatte. Abends kam er mit dem letzten Wagen wieder heim. Nichts störte uns als der Hauswirt, der jedesmal am ersten um die Miete kam und sich wichtig machte.

Dann kam das Unglück. Wir saßen gerade beim Abendbrot und sahen durchs offene Fenster nach den Bergen, denn wir haben eine herrliche Aussicht. Auf einmal vernahmen wir von unten herauf einen gräßlichen Lärm, der immer stärker wurde. Es hörte sich an, als ob ein Hund dahergelaufen käme, dem man zwanzig Blechtöpfe an den Schwanz gebunden hätte. Vor unserem Haus krachte und donnerte es am meisten und dann war es ruhig.

„Nun hat er es doch gekauft“, sagte meine Frau und legte Messer und Gabel hin.

„Was gekauft?“

„Das Motorrad!“

„Wer?“ frage ich beklommenen Herzens.

„Dickson, natürlich. Seine Frau erzählte mir davon.“

„Dickson? Motorrad? Auch gut, mag er es haben, wir wollen ihn nicht darum beneiden. Aber fahren darf er hier damit nicht.“

„Er wird aber doch fahren“, erklärte meine Frau bestimmt, „denn er hat es ja gekauft, um den Bus zu sparen und vom Fahrplan unabhängig zu sein.“

Mir wurde schwül zumute. Ich faßte den festen Entschluß, Dickson irgendwie von seinem Motorrad abzureden, irgend etwas zu tun, um uns die Ruhe zu er-

halten. Nach dem Abendbrot kam der Delikatessenhändler zu uns herauf. „Dickson“, sagte ich wohlwollend, „das mit dem Motorrad überlegen Sie sich mal gründlich. Denken Sie daran“, fuhr ich freundlich fort und gab ihm eine meiner besten Zigarren, „wieviele Menschen jährlich durch diese Dinger ums Leben kommen. . . . Außerdem hat mir Doktor Garner kürzlich erklärt, daß es nichts schädlicheres für die Gesundheit gäbe, als so ein stinkendes Knatterpferd und auch . . .“

„Geben Sie sich keine Mühe, lieber Freund“, sagte Dickson, ohne mich ausreden zu lassen. „Versuchen Sie selbst zu fahren, ich versichere Ihnen, es ist herrlich!“

„Aber die Gesundheit — — der Kra-wall — —!“

„Später werde ich noch zwei Räder anschaffen“, fuhr Dickson mit Begeisterung fort. „Eines für meine Frau und eines für meinen Jungen. Und ich bin ja so froh, daß ich nicht mehr auf den lächerlichen Omnibus angewiesen bin. In zehn Minuten schaffe ich es von hier bis zu meinem Geschäft.“

„Mensch“, rief ich, ein letztes Mittel versuchend, „haben Sie denn gar kein Verantwortungsgefühl in sich? Denken Sie an Ihre Frau, an Ihren einzigen Sohn! Erst gestern wurde wieder so ein Motorradfahrer zwischen der Elektrischen und einem Auto zerquetscht.“

„Ach was“, meinte der eigensinnige Mensch, „auch der Omnibus kann einmal umfallen oder mit einem Wagen zusammenrennen.“ Damit ging er.

Am frühen Morgen begann unser sonst stilles Haus zu dröhnen und zu wackeln. Ich sprang aus dem Bett und dachte, der jüngste Tag sei gekommen. „Dickson fährt zur Stadt“, sagte meine Frau und drehte sich auf die andere Seite. Sie hat bessere Nerven als ich.

Den ganzen Tag über konnte ich keine Ruhe finden. Es war mir, als ob ich auf den verrückten Delikatessenhändler